



Unsere Heimat

Pommersche Osterfitten.

Von Prof. A. Haas-Stettin.

1. Am Gründonnerstage soll man im Garten Möbrrüben und auch andere Rüben aussäen; ebenso soll man an diesem Tage Topfgewächse und Bäume pflanzen; dann wachsen sie und werden sie dann auch noch mit Osterwasser begossen, so werden sie nie ausgehen oder vertrocknen (Pomm. Wde. VII S. 102).

2. Hängt man am Gründonnerstag Wäsche zum Trocknen ins Freie hinaus, so stirbt jemand aus der Familie; wird aber die Wäsche auf den Boden gehängt, so schadet es nicht (Knoov Nr. 223).

3. Am Gründonnerstage soll man Kohl, am liebsten Grünkohl essen; manche Hausfrau läßt im Garten eigens zu diesem Zweck ein Gericht Grünkohl bis zur Karwoche stehen. Andere sagen, man muß am Gründonnerstag siebenerlei Kraut essen, sei es als Salat, sei es als Gemüse; dann ist man das ganze Jahr hindurch vor Krankheiten (Gitt) geschützt.

4. Allgemein ist es Brauch, am Karfreitag kein Fleisch zu essen; anstelle desselben treten Eierspeisen oder Fische. Wer am Karfreitag Fleisch ißt, wird im folgenden Sommer von Fliegen und Mücken geplagt. Dagegen muß man am Karfreitage während des Gottesdienstes die Fenster und Möbel polieren; dann werden sie während des nächsten Jahres nicht von Fliegen beschmutzt (Knoorr 78 f.).

5. Am Karfreitag darf man nicht arbeiten, weder in der Werkstätte, noch außerhalb derselben; auch mit den Gartengeräten darf man nicht hantieren. Frauen und Mädchen dürfen nicht nähen, sonst stechen sie sich das ganze Jahr in die Finger.

6. Ein alter Volksglaube ist es, daß die Sonne am ersten Oftertage morgens in der Frühe beim Aufgehen drei Freudenprünge macht. „Dat leewe Sünnke freut sich so, dat uns' Heiland uvertahn is!“ Viele Menschen wollen das gesehen haben; nur über die Anzahl der Freudenprünge herrscht Meinungsverschiedenheit. Auf dem Lande werden die Kinder angehalten, am ersten Oftertage so zeitig aufzustehen, daß sie den Aufgang der Sonne beschauen und die Freudenprünge der Sonne sehen können.

7. Am ersten Oftermorgen muß man vor Sonnenaufgang mit einem Schöpfgefäß an ein fließendes Gewässer gehen und aus diesem, indem man das Gefäß gegen den Strom hält, Wasser schöpfen. Grundbedingung ist, daß der ganze Akt stillschweigend geschieht, d. i. man darf von dem

Wenn Osterwasser auf Flaschen gefüllt wird, kann man es ein ganzes Jahr hindurch aufbewahren; es verdirbt nicht. Es hilft gegen Zahnschmerzen, Sommersprossen, Augenkrankheiten, Ausschlag und Geschwüre, gegen Kolik, Magenschmerzen, Brustqualen, Fieber und alle möglichen anderen Krankheiten. Von vielen Leuten wird Osterwasser geradezu als ein Allheilmittel betrachtet.

In Swinemünde wurde früher beim Osterwasserschöpfen folgender Spruch hergesagt:

Dieses Wasser schöp' ich,
Christi Blut anbet' ich;
Dieses Wasser und Christi Blut
Ist für das Fieber gut.
Im Namen Gottes des Vaters usw.

Wenn man über die mit Osterwasser gefüllte Flasche ein seidenes Tuch breitet, so kann man die Sonne im Wasser tanzen sehen; doch soll man dies nur am Oftermorgen sehen können, wenn die Sonne eben im Begriff ist aufzugehen (Pom. Wde. VI 86 f.).

Solches Osterwasser, bei dessen Schöpfen gesprochen worden ist, wird im Kr. Kolberg-Körflin „Schlotterwasser“ genannt.

Man kann am ersten Oftermorgen statt des Wassers auch Wein holen; das geschieht frühmorgens zwischen 12 und 1 Uhr. Man muß rückwärts zum Wasser gehen, dann rückwärts schöpfen und rückwärts heimgehen, alles natürlich, ohne zu sprechen. Ist dies alles gelungen, so hat man den besten Wein.

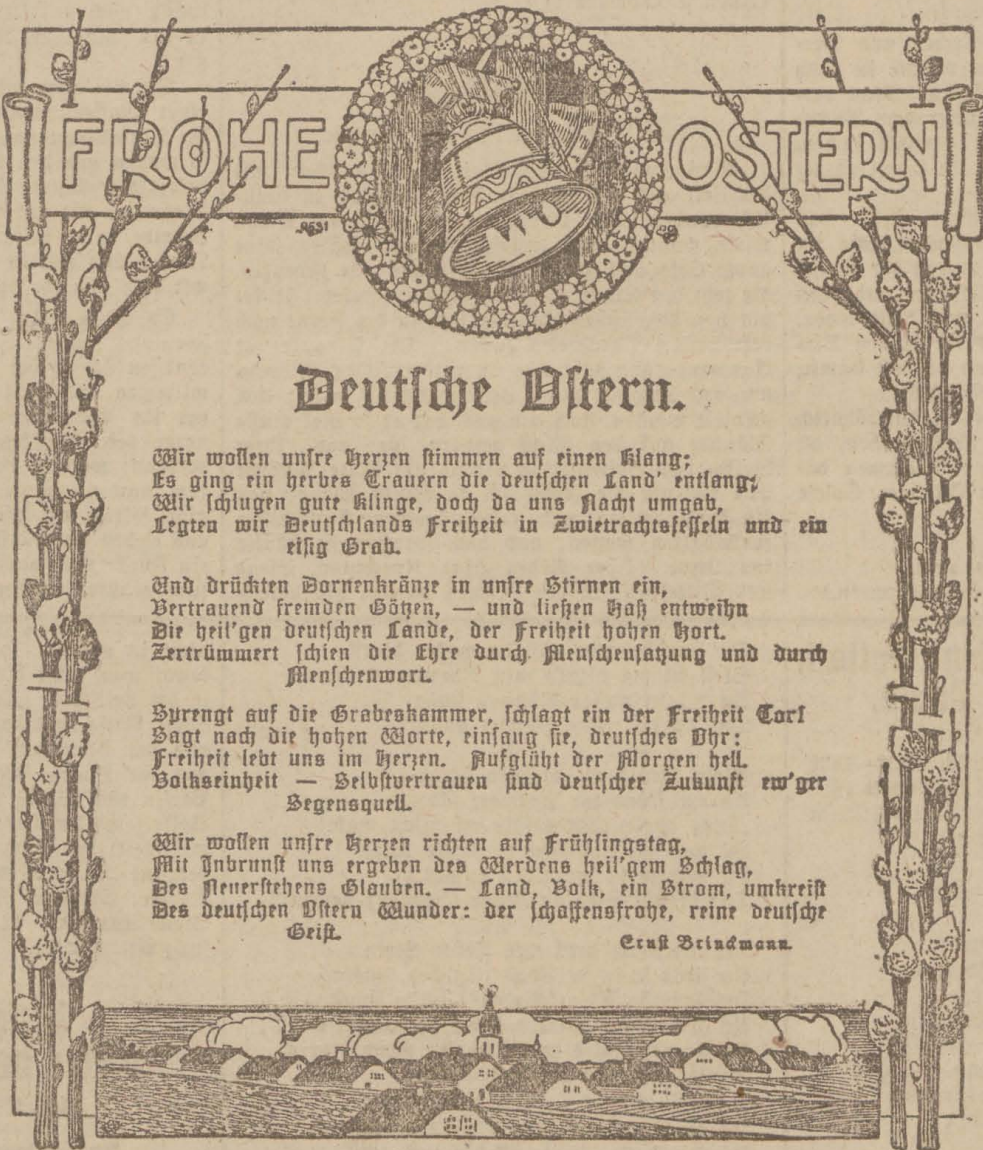
Im Kreise Kolberg-Körflin mischt man einige Tropfen Osterwasser unter den Brotteig und meint, das Brot sei dadurch vor dem Verschimmeln geschützt.

Wenn kranke und schwächliche Kinder, die die Nottaufe erhalten, in Osterwasser getauft werden, so sterben sie nicht. Blaue Kornblumen eine Nacht hindurch in Osterwasser gestellt,

geben ein Mittel bei Augenkrankheiten; mit dem Wasser werden die Augen gewaschen. Hautkranke müssen sich am Oftermorgen nackend auf grünem Roggen wälzen und dann dreimal im nahen Flusse untertauchen. Alles muß stillschweigend geschehen.

Am Oftermorgen ist sämtliches fließende Wasser Osterwasser und tut im Flußbette selbst ebenso viel Wunder wie zu Hause (Pom. Wde. VII 102).

In Dramburg glaubt man, daß gegen Flechten und andere Hautkrankheiten nur solches Osterwasser hilft, das aus einem nach Osten fließenden Quell geschöpft ist (Pom. Wde. VIII 100).



FROHE OSTERN

Deutsche Ostern.

Wir wollen unsre Herzen stimmen auf einen Klang;
Es ging ein herbes Trauern die deutschen Land' entlang,
Wir schlugen gute Klänge, doch da uns Nacht umgab,
Legten wir Deutschlands Freiheit in Zwietrachtssesseln und ein
eifig Grab.

Und drückten Dornenkränze in unsre Stirnen ein,
Vertrauend fremden Götzen, — und ließen Haß entweihn
Die heil'gen deutschen Lande, der Freiheit hohen Hort.
Zertrümmert schien die Ehre durch Menschenatzung und durch
Menschenwort.

Byrengt auf die Grabeskammer, schlägt ein der Freiheit Carl
Bagt nach die hohen Worte, einsang sie, deutsches Ohr:
Freiheit lebt uns im Herzen. Aufglüht der Morgen hell.
Volkseinheit — Selbstvertrauen sind deutscher Zukunft ew'ger
Begnungsquell.

Wir wollen unsre Herzen richten auf Frühlingstag,
Mit Inbrunst uns ergeben des Werdens heil'gem Schlag,
Des Feuersehens Glauben. — Land, Volk, ein Strom, umkreist
Des deutschen Ostern Wunder: der Schaffensfrohe, reine deutsche
Geist.
Eduard Brindmann.



Augenblicke an, wo man das Haus verläßt, bis zur Rückkehr in dasselbe kein Sterbenswörtchen sprechen. Nur so erlangt man wirksames Osterwasser.

Einzelne Quellen werden von den Osterwasserholern besonders bevorzugt, so der Gredenborn in Krabitz (Kr. Köslin).

Auf dem Lande ist es vielfach Brauch, daß die jungen Burschen die Mädchen auf dem Wege zum Osterwasserschöpfen begleiten und durch allerlei Neckereien und Scherzworte zum Sprechen und Lachen zu bewegen suchen; da gilt es denn, recht standhaft und ernst zu sein, um nicht der Wirkung des Osterwassers verlustig zu gehen.

Früher glaubte man, daß derjenige, der in der Osternacht im Kesselsee bei Wangerin badete, die schwer zu vertreibende Krätze los wurde.

In Stoienthin (Kr. Stolp) geben manche Leute den kleinen Gefäßen Osterwasser zu trinken, damit sie gute Art haben. Aus dem gleichen Grunde werden auch die Bienenkörbe damit besprengt (Knoop Nr. 227). Anderswo pflegt man im Osterwasser gleich am Morgen Eier zu kochen und mit dem Eierwasser den Dächern die Hälse zu waschen; man meint, das Soch könne ihnen dann keine Wunde scheuern. Pferde, die mit der Schabe oder Krätze behaftet sind, pflegt man am Ostermorgen in die Schwemme zu reiten; dadurch soll die Krankheit verschwinden (Das I. Pom. I 107 ff.).

8. Am ersten Ostertage früh muß man einen Apfel auf nüchternen Magen essen; dann bleibt man das ganze folgende Jahr frei von Fieber und ähnlichen Krankheiten. In Massow (Kr. Lauenburg) essen die Osterwasser schöpfenden Mädchen auf dem Heimwege einen Apfel und meinen, daß sie davon hübsch werden (Pom. Bde. VIII 110).

9. In einigen Gegenden Pommerns wird von den Bäekern zu Ostern ein besonderes Gebäck hergestellt, der sogenannte Osterwolf — ein länglich rundes Feingebäck, das einer doppelten Puppe ähnlich sieht. Warum dieses Gebäck „Wolf“ heißt, ist rätselhaft. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden solche Wölfe auch zu Neujahr gebacken.

10. Eine alte Sitte ist das Kochen und Verschicken von Ostereiern; man pflegte sie auch in früherer Zeit schon bunt zu färben. Man verpackte sie auch wohl im Garten hinter dem Buchsbaum und ließ dann die Kinder darnach suchen. Satten sie ein Ei gefunden, so wurde ihnen vorgezagt: „Dat het de Vos legat.“

In engem Zusammenhange damit steht das Osterkriegen. In einigen Gegenden, wie im Kreise Stolp, geschieht dies zwar nur in der Weise, daß Kinder den Eltern die mit Bändern und buntem Papier geschmückte Osterrute aufs Bett legen. Aber anderswo nimmt man dazu Ruten von Birkenreisern und Wacholderbüsch und prügelt damit, daß es tüchtig brennt (Knoop Nr. 228).

Wo die Kinder mit der Osterrute (gewöhnlich einem Tannenzweige) im Dorf herumgehen, da sprechen sie einen kurzen Vers und bekommen dafür ein Osterei oder auch ein paar Ostereier. Solche Verse sind:

Stiep, stiep, Osterei!
Für'n Groschen gibt es zwei.
(Ostliches Hinterpommern.)

Altes Lied vom Riesen Goliath und dem kleinen David.

Von Prof. A. Haas, Stettin.

In hinterpommerschem Plattdeutsch 1822—1832 aufgezeichnet von Pastor Homann in Budow (Kr. Stolp) und mitgeteilt in dessen Plattdeutschem Wörterbuch (Manuskript).

1.

Hört, hört, wat ik iuch seggen will,
West ma as de Müusen still!
Ik will von groten Dingen schnaken,
As David sid wule mit Goliath halen.
Goliath was sewen Ehlen lang,
Vör em was jedem angst un bang.

2.

David sin Vader, ein uller Mann,
Dei sid: „Mi Söhn, du mußt hengahn
Nah't Lager to den Bräudern din
Un seihn, af sei am Lewen sin.
Nimm awer Brot un Käs' in de Tsch, (Tasche),
Dat sei des Hungers wehren sid.“

3.

As David tau dem Lager kamm,
Da stund dei grote Riesemann.
O Herr, wat het hei för lange Bein!
Hei stöt sin Splattstod (Spazierstod) up 'ne Stein:
„Bist heter as e Scheim, so scher di b'rut!
Kein Haar fürcht' sid up miner Huut.“

4.

Goliath wedder to David sprak:
„Mi Füsle, du bist altschwack!

Stiep, stiep, Ege (Eier),
Ba söh Drege (Dreier),
Stüde Speck,
Schöttel Mehl —
Is nich wäl.

(Kreis Neustettin).

Stiep, stiep, Ostereie,
Ostereie sin so zor (raz, fest),
Geben S' mi doch uk een poor!
(Umgegend von Utdamm).

In Fiddichow bestand früher die Sitte des Eiertrudeln am zweiten Ostertage. Am Nachmittag des zweiten Ostertages ging jung und alt nach den Wendenbergen hinaus, und hier trudelten die Kinder mit buntgefärbten gekochten Eiern, und die Alten sahen zu und freuten sich des harmlosen Spiels der Jugend. Ging ein Ei entzwei, so wurde es an Ort und Stelle verzehrt, und damit keiner sich das Fieber an den bloßen Eiern anähe, bekam er Brot und Salz dazu (Pomm. Bde. X 170 f.).

Neuerdings werden anstelle der Hühnereier vielfach Zuder- und Schokoladeneier verschickt.

11. In der Gegend von Gammin jagt die Dorfjugend am Osterfest die Eichhörner; man geht in den Wald, und wenn man dort ein Eichhörner findet, so wird es mit Stöcken und Steinen von Baum zu Baum verfolgt, bis es tot niederfällt. (Kuhn u. Schwars 27.)

Heimattreue.

Von Albert Liebold-Leipzig.

Wertbewußtsein und Werturteile wechseln mit der Zeit und den Verhältnissen. Achlos, in künstlich durch allerlei Vorgaukelien erzeugtem Wahn wirkt mancher das heisse, wonach später seine ganze Sehnsucht schreit. Möchten das alle bedenken, die jetzt den Staub ihrer verschrienen Heimat leicht hin von den Fühen schütteln und in der Ferne nach erträumten Paradiesen suchen. Der Gedanke der Auswanderung geht wie ein verderbliches Miasma um, und noch zu keiner Zeit vorher ist so mit ihm gespielt worden, noch nie auch hat er so viel ernste Männer auf den Plan gerufen, die aus ihrer Volks- und Heimatliebe heraus als laute Mahner und Warner die leider oft so blinde Menge von Unüberlegtheiten und folgenschweren Entschlüssen zurückhalten wollen; und doch sprechen sie häufig ins Leere. Ihre Reden über Knechtung, Elend und Bitternisse in der Fremde werden als berech-

nete Uebertreibung, ihre Worte über erwachende Heimatsehnsucht als sentimentales Geschwätz hingestellt. Die schönen Verheißungen bezahlter Irlehrer sind den Massen unumstößliches Evangelium. Es soll gewiß nicht abgeleugnet werden, daß mancher in der Fremde sein Glück gemacht hat, aber im allgemeinen herrscht der Zufall mehr als die Regel. Darin, daß dann diese Einzelfälle in Abenteuerart aufgebauscht werden, liegt das Verderben für tausend andere. Der Traum der Goldsucher ist auch heute noch nicht ausgeträumt, wir sehen auch heute noch zu viel in der Perspektive von Tausend- und-einer-Nacht.

Wer wie der Verfasser mitten im Leben und Treiben dieser auf fremden Boden verschlagenen Heimatöhne gestanden hat, weiß freilich anders zu berichten. Da fällt meist aller charmante Glanz; vieles, was man als Abseitsstehender kannte, entpuppt sich als Gebilde lächerlicher Einbildung und falsch geleiteter Phantasie. Man schwärmte von Gold und findet Steine, man träumte von prunkvollen Wohnsitzen und kauft in müßigen Lehmütten, man erwartete ein Leben in Sorglosigkeit und Freiheit und steht in Elend und unwürdiger Knechtschaft dahin in einem frühen Tod. Und auch die, welche es zu äußerem Erfolge gebracht haben, zählen nicht immer zu den Glücklichen. Was sind Reichtum und aller Glanz, wenn das Herz anfängt, Verlorenem nachzutauern? Wenn die Sehnsüchte suchen nach entglittenen Händen, wenn das Ohr in die schlaflosen Nächte lauscht nach Heimatklängen?

Da wir aber mit der unabänderlichen Tatsache einer Massenauswanderung rechnen müssen, sobald die Vorbedingungen hierfür etwas günstiger liegen, so wollen wir den Scheidenden wenigstens nicht in beleidigter Abkehr fluchen, sondern ihnen die ernste Mahnung mit auf den Weg geben: Bereitet in der Fremde eurer Heimat einen neuen Herd! Bleibt Diener und werdet Apostel zugleich! Dann haben wir euch und ihr habt uns nicht verloren!

Es ist ja leider eine nicht wegzuleugnende Erscheinung, daß viele unserer ausgewanderten Volksgenossen sich in der Fremde ersahrend schnell assimilierten und wohl vereinzelt sogar in Renegatenart ihr Vaterland verkehrten. Mimitro auch unter den Menschen. Dabei soll durchaus nicht verkannt werden, daß das Bekenntnis zum Volkstum namentlich in der Zeit des großen Krieges nicht selten mit den schwersten Gefahren für Gut und Leben verknüpft war und heute noch ist; aber ein Funke muß auch in trübsten Zeiten als Heiligtum gehütet werden, und der wird dann zur

Du Krabbe, wat wist du maken hier?
Sieß du ma blinda min Radvier
Un mi in vuller Rüstung stahn,
Dat du last ohne Fuchtel gahn!“

5.

Klein David em dagegen stred
Un em flugs tor Antwort sid:
„Dine grote Wörde säle mi nisch matel!
Ik war mi nich von di presse late;
Ik war di so 'ne Püffe gewen,
Dat di sall Sied un Linge (Lenden) bewen!“

6.

Sei greep nu drell nah kleine Stein
Un steck se in de Toob (Tasche) hinein.
Sei faut sin Schanshinder*) in de Faust,
Un schmezt em vör den Kopp, so dat hei puust!
Sei schmezt em e grot Loch im Kopp hinein,
Davon mußt hei det Dodes sein.

7.

Un as hei nu up Godds Erdboddem lach
Un David sine grote Meker tuch,
Schneed he em de Kopp vom Rump heraf
Un greep darup sin' Hirtestaff.
Sin Bräuder faine freudig heran —
De andre Schelme läuwe darvan.

Das vorstehende, schon vor etwa hundert Jahren aufgezeichnete Lied ist bisher ungedruckt geblieben. Daß das Lied aber auch sonst, wenn auch

*) Schanshinder ist ein lederner Riemen, der anstatt einer Peitsche, aber auch als Steinschleuder gebraucht wird.

nicht in gleicher, so doch in ähnlicher Fassung bekannt war, zeigt die Mitteilung eines Fragens in der Zeitschrift „Das liebe Pommernland“ S. 301 f. Diese Verse gehören zu einem längeren Liede, das aus der Uckermark stammt und bei Büßing und von der Hagen: Sammlung deutscher Volkslieder, Berlin 1807 S. 66 und bei F. A. von Erlach: Die Volkslieder der Deutschen, IV Band, 1835, S. 275 ff. mitgeteilt ist. Daß das Lied auch in Mecklenburg bekannt ist, bezw. war, zeigte eine Stelle bei Erik Reuter: Stromtid Kap. 26 am Schluß, wo es eine Stelle aus Vers 12 und 13 der vollständigen Fassung zitiert wird.

Unsere Störche unter dem Naturschutz.

Von Ernst Garbuhn.

Wir entnehmen diesen Artikel dem Flugblatt „Naturschutz in Pommern“, das vom Bund Naturschutz zum Preise von 1/2 Mk. durch die Geschäftsstelle, Stettin, Surmstraße 61, zu beziehen ist.

Die Staatl. Stelle für Naturdenmalpflege veranstaltete 1907 eine Umfrage über das Vorkommen des weißen Störches in Preußen. Ich arbeite jetzt das Material über Pommern auf. Bogen für Bogen von den Hunderten und Tausenden gleitet durch meine Hand. Da finden sich interessante Bemerkungen über Nutzen und Schaden des Hausstörches. „Leider von vielen geschont, ein gemeiner Jagdräuber.“ „Ein gefährlicher Feind der Niederjagd.“ „Ein Feind der Smekerei, tribt Honigbi-

Flamme auslösen, wenn das Barometer völkischer Beziehungen wieder günstiger steht. Das dies möglich ist, trotz aller Torturen, beweisen uns unsere Kolonisten in Transkaspien. Sie sind noch heute die unerschrockensten Anwälte deutscher Art, trotzdem bereits mehr als hundert Jahre seit ihrer Einwanderung dahingegangen sind. Tausende sind während des Krieges als Märtyrer des Deutschtums zugrunde gegangen. Aber eine Anklage erhoben sie allgemein: Warum vergißt die Heimat so schnell ihre Söhne, die einst unter zwingenden Notwendigkeiten in die Fremde zogen? Warum ist ihr nach kurzer Zeit schon das Los dieser Volksgenossen völlig gleichgültig, wie das Schicksal irgendwelcher Fremder?

Man konnte diese bittere Anklage nicht als haltlos hinstellen. Bisher hat Deutschland hier schwer gekündigt und in übergroßem Selbstgefühl es nicht für nötig erachtet, sich diese Tausende als Verfechter des deutschen Gedankens in der Welt zu erhalten. Es hat sich damit um eines der wirksamsten Propagandamittel selbst beraubt. Die Schuld am jämmerlichen Verhalten mancher Auslandsdeutscher war zuweilen die Schuld des Stammlandes selbst. Nunmehr beabsichtigt man, andere Wege zu gehen. Das ist begrüßenswert. Hoffentlich ist dieser Schritt nicht nur von der Not der Stunde diktiert und keine kurze Uebergangsercheinung. Möchte sich doch die Erkenntnis immer weiter durchdringen: Die Auslandsdeutschen sind in der Neuaufrichtung und Erhaltung unseres Ansehens in der Welt ein überaus wichtiger Faktor. Darum gelte für alle Zukunft das Wort: Treue um Treue!

Ortslagen aus dem Kreise Rößlin.

(Fortsetzung.)

Von Dr. Schulz = Rößlin.

Ohne jedes übernatürliche Motiv ist die dritte Gollensage, sich dadurch als ein Kind des rationalistischen Zeitalters legitimierend. Sie knüpft an an die auch sonst, z. B. von Micrälius besungene frühere Unsicherheit des Gollen; in seines „Waldes tiefsten Gründen“ trieben kühne Räuber und ähnliches Gesindel ihr Unwesen und plünderten die durchreisenden Kaufleute aus.

11. Die Räuber im Gollen.

Der Gollen hatte in früheren Jahren eine Menge tiefer und dunkler Waldklüfte, in denen sich lange Zeit hindurch große und furchtbare Räuberbanden aufhielten. Noch jetzt befindet sich mitten im Berge

eine Vertiefung, die Räubertüble, in der das Gesindel sein Hauptlager aufgeschlagen hatte. Die Banden hatten sich so furchtbar gemacht, daß niemand wagte, sie anzugreifen, und daß sie deshalb ohne Furcht und Sorge plündern und morden durften, was ihnen unter die Hände kam. Da wurden sie endlich auf folgende wunderbare Weise gefangen:

In der Herberge zu Rößlin langte eines Abends bei großem Unwetter ein fremder Reisender an, der unter dem Gollen hatte herreiten müssen und dabei gar unheimliches Getümmel oben auf dem Berge vernommen hatte. Er hatte es deshalb eilig gehabt, das Stadtor zu erreichen, und er zitterte noch und war bleich vor Schreden, als er in das Gastzimmer trat. Darüber neckten ihn einige anwesende Gesellen, die sich hinterm warmen Ofen beim Glase Wein wunders wie mutig dünkten.

Der Reisende, den das verdros, bot ihnen eine große Summe Geldes an, wenn einer von ihnen oder auch alle zusammen es wagen würden, jetzt gleich auf den Gollen zu gehen und zum Zeichen, daß sie dort gewesen, ein Tuch von ihm um die eiserne Fahne, die als Markzeichen für die Schiffer auf der Spitze des Berges errichtet war, binden würden. Da entsetzt den Prahlern das Herz, und es hatte keiner den Mut, das Abenteuer zu bestehen. Das Gespräch hatte die Maad des Wirtes, eine arme, aber beherzte Dirne, mit angehört. In der Aussicht, auf diese Weise zu Geld zu kommen, erbot sie sich dem Fremden gegenüber zu dem Wagnis. Alle Gegenvorstellungen ihrer Bekannten waren erfolglos, und so machte sie sich mit dem Tuch des Reisenden auf den Weg trotz des herrschenden Unwetters.

Anfangs ging alles gut. Unbekümmert um das Heulen des Sturmes, der durch die Eichen fuhr, und um das Geschrei der Eulen, die überall umherflogen, erreichte sie die Spitze des Berges. Kaum hatte sie aber das Tuch um die Fahnenstange herumgewunden, da schallte plötzlich aus nächster Nähe ein lauter Hornruf durch den dunklen Wald. Es war das furchtbare Horn der Räuber, das die Einwohner von Rößlin nur zu oft des Nachts gehört hatten, wenn das Gesindel sich in nächster Nähe der Stadt herumtrieb. Da vergingen der armen Dirne fast die Sinne, und sie sah keine Rettung, wie sie in der dunklen Nacht und mit ihren von Schreden gelähmten Gliedern werde entfliehen können. Auf einmal erblickte sie neben sich einen vornehm geäumten Schimmel, der an einen Baum gebunden war. Sofort eilte sie darauf zu, band ihn los und jagte auf ihm den Berg hinunter. Allein die Räuber hatten sie schon bemerkt. Ein großer Haufe verfolgte sie, und an dem Klang der Schellen, die

ihre Kasse trugen, merkte sie, daß sie ihr immer näher kamen. Da spornete sie ihr Pferd zu höchster Eile, indem sie ohne auf Weg noch Steg zu achten, geradezu jagte. Mit knapper Not erreichte sie, von ihren Verfolgern gehetzt, das rettende Stadtor.

Aber die Räuber hatten sie in so großer Verblendung und Wut verfolgt, daß sie nicht einmal gewahrten, daß sie das Stadtor bereits durchritten hatten. Das war ihr Verderben; denn die mutigen Rößliner schlossen nun geschwind das Tor hinter ihnen und fingen sie alle. Am Tage darauf aber zogen die Bürger auf den Gollen und zerstörten das Raubschloß gänzlich. Sie fanden dort viele Gebeine von Erschlagenen und auch große Reichtümer. Unter der Beute war auch das große Horn der Räuber, drei Fuß lang und von starkem Metall gegossen. Es wurde zum Horn des Nachtwächters für die Stadt bestimmt und als solches hat es lange, lange Jahre in Rößlin seinen Dienst getan. —

Die Sage ist vorstehend nach Zahn 660 bezw. Temme 157 erzählt. Das in der Erzählung erwähnte „Wächterhorn“ befindet sich jetzt im Rößliner Heimatmuseum. Es ist ein gerades Horn aus Messing, mehrfach mit dicken Kupferbändern umgeben, das ein recht erhebliches Gewicht hat. (Fortsetzung folgt.)

Der Fühnerberg bei Groß-Reek.

Von Prof. D. Knopp = Stargard i. P.

Nicht weit von Groß-Reek liegt der Fühnerberg, an dessen Fuß sich ein kleiner See befindet. Von diesem See und dem Berge wird folgendes berichtet:

Ein unverheirateter Jägersmann sah einst bei seinem Rundgange durch den Wald eine Jungfrau sich im See baden. In dem Glauben, daß es ein Mädchen aus dem Dorfe sei, schlich er sich leise heran und nahm ihr die Kleider mit dem Hemde fort. Als die Jungfrau das sah, verließ sie das Wasser und eilte dem Jäger nach, den sie bat, ihr die Kleider oder doch wenigstens das Hemde zurückzugeben. Doch der Jäger ließ sich nicht erbitten.

Da erzählte sie ihm, daß sie eine verwünschte Prinzessin sei und ohne das geraubte Hemde nicht zurückkehren könne. Jetzt aber wollte der Jäger das Hemd erst recht nicht herausgeben, und die Jungfrau war nun genötigt, ihm in das Jägerhäuschen zu folgen, wo seine Mutter die Haushaltung führte. Der Jäger schloß das Hemd sofort in den Kasten, dessen Schlüssel er beständig bei sich trug. So konnte die Jungfrau ihm nicht mehr entkommen, und nach einiger Zeit willigte sie sogar ein, die Gattin des jungen Jägers zu werden.

nen.“ „Ein Wilddieb ersten Ranges (Fasanen- und Rebhuhngelege, junge Hasen).“ „Der Storch wird als mehrfach beobachteter Jagdräuber von mir rücksichtslos mit Kinte oder Büchse beschossen.“ Den letzten Satz schrieb ein Jäger nieder, der sich nicht scheute, im Sommer 1918 auf zwei Ornithologen am Plönesee scharf zu schießen. Kein Wunder!

Erfreulicherweise geben auch viele Landwirte andere Urteile ab. „Ein Freund des Landmannes.“ „Vertilger von Ungeziefer.“ „Frißt viel Mäuse und Ungeziefer.“

Die Beobachtungen der Jäger sind nicht falsch; der Hausstorch nimmt junge Hasen, Jungvögel der Bodenbrüter, auch Fische und Bienen. Doch sollen die pommerschen Jäger, die doch meist Landwirte, Guts- und Rittergutsbesitzer sind, die Bedeutung des Storches für die Landwirtschaft nicht verkennen. Nutzen und Schaden läßt sich nicht genau nach Prozenten berechnen. Trotzdem setze eine energische Verfolgung der Störche ein.

Nach dem Vogelschutzgesetz von 1908 war der Storch (der Hausstorch) und der schwarze Storch oder Waldstorch) vom 1. März bis 1. September geschützt. Doch der Schutz stand nur auf dem Papier.

Nach § 5 des Vogelschutzgesetzes dürfen Vögel, die dem jagdbaren Feder- und Haarwild und dessen Brut und Jungen, sowie Fischen und deren Brut nachstellen, nach Maßgabe der landesgesetzlichen Bestimmungen über Jagd und Fischerei von den Jagd- oder Fischereiberechtigten und deren Beauftragten getötet werden.

Nach der preussischen Jagdordnung von 1907 ist

der Storch kein jagdbarer Vogel, hat also auch keine Schonzeit. Dem Jäger konnte keiner etwas anhaben, wenn er Störche abschob. Und manche haben es allzugründlich getan, selbst die Altkörche abgeschossen, die Junge im Neste hatten.

Die Polizeiverordnung vom 30. Mai 1921 hat die Störche (Haus- und Waldstorch) unter vollen Schutz gestellt; sie sind das ganze Jahr geschützt. Die Verordnung erstreckt sich auf das ganze Staatsgebiet und geht über Vogelschutzgesetz und Jagdgesetz hinaus. Wer Störche mutwillig heunrubigt, sie fängt, sie tötet, Eier fornimmt oder die Brutstätten beschädigt, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft. Die Strafsomme ist ja noch lächerlich gering, wird aber wohl in nächster Zeit erhöht werden.

Bei der bisherigen Beurteilung des Storches hatten Jäger, Fischer und Imker das Übergewicht gegen den Landmann. Die Polizeiverordnung hat sich von dem einseitigen Nützlichkeitsstandpunkt entfernt und das mit Recht. Man studiere einmal Storchstatistiken der beiden letzten Jahrzehnte. Der Rückgang dieser Tierart ist geradezu niederschmetternd. Pastor Clobius-Camin zählte 1901 in Mecklenburg-Schwerin, Strelitz und in Rügen 3094 besetzte und 205 unbesetzte und für 1912 1072 besetzte und 506 unbesetzte Nester.

Nun interessieren uns die pommerschen Verhältnisse besonders. Das Gesamtergebnis der Zählung von 1907 kann ich noch nicht bekanntgeben. Als Teilergebnis nehme ich das des Kreises Prirk, das sofern auch günstig ist, als später noch Umfragen stattgefunden haben.

1907 hatte der Pyriker Kreis 167 bewohnte und 39 unbewohnte Nester; 1916 nach Zählung von Besch-Sietzin 78 bewohnte und 21 unbewohnte Nester.

Das Dorf Collin zählte 1907 19 bewohnte, 1916 nur 3 bewohnte Nester.

Südwestlich der Plöne wurden nach Geheimrat Holsten-Prirk 1910 73 bewohnte, 1916 (nach Besch) 40 bewohnte, 1919 (nach Holsten) 32 bewohnte Storchnester festgestellt.

Worauf ist nun der Rückgang der Störche zurückzuführen? Unsere Bodenkultur gewinnt mehr und mehr Land. Bruch und Moor, nasse Wiesen werden trockengelegt. Dem Storch wird die Nahrung dadurch entzogen. In den Dörfern verschwinden Stroh- und Rohrdächer, die der Storch vorzugsweise als Brutstätten annimmt. Siegel- und Papendächer liebt er nicht so sehr. Beim Umdecken, beim Umbau von Häusern und Scheunen geben Nester ein. Durch Brände wurden viele Nester vernichtet und die Störche kehrten nicht zurück. Groß-Möllen im Kreise Prirk besaß noch 1901 ca. 15 Nester. Im selben Jahre wurden die meisten Strohgebäude durch Brand zerstört, mithin auch die Nester. In der Winterherberge in Afrika kommen viele Störche durch vergiftete Heuschrecken um.

Die angegebenen Gründe haben dazu beigetragen, unseren Storchbestand stark zu dezimieren. Um so mehr ist es zu verurteilen, daß Jäger und Jagdpächter in kurzfristiger Weise ihrer heimlichen Interessen wegen Störche in Menge abgeschossen haben. Glücklicherweise ist den Schießern durch die Polizeiverordnungen ein Riegel vorgeschoben worden.

Einige Jahre später, als schon einige Kinder aus dieser Ehe entsprossen waren, ging der Jäger einmal fort, hatte aber den Schlüssel zu Hause zurückgelassen. Als die junge Frau das bemerkte, drang sie mit Bitten und Lieblosungen so lange in ihre Schwiegermutter, bis diese den Kasten öffnete und das Hemd zeigte, denn die verwünschte Prinzessin konnte selbst die Truhe nicht öffnen. Im Nu hatte sie das Hemd ergriffen und übergeworfen, und dann war sie spurlos verschwunden.

Als der Jäger heimkehrte, erzählte ihm die Mutter, was vorgefallen war. Er schalt zwar, machte sich aber auf, um seine Frau zu suchen. Er kam auf den Hühnerberg und ließ sich in die auf dem Gipfel befindliche Öffnung hinab. Bald gelangte er vor dem unterirdischen Schlosse an, das von einem hohen und starken eisernen Gitter umgeben war und vor dessen verschlossenem Tor ein großer schwarzer Hund lag. In seinem Halse hing ein beschriebenes Papier, das die Anweisung enthielt, wie der Jäger ungefährdet in das Schloß gelangen könne.

Bald stand er vor der Prinzessin, die ihn herzlich begrüßte und ihm ein Glas Wein reichte, aus dem er sich Kraft zur Ueberwindung der ihm bevorstehenden schweren Arbeiten trinken sollte; denn um Mitternacht werde der Böse kommen, um ihn aus dem Schlosse zu vertreiben und ihre Erlösung zu vereiteln.

Worin die Aufgabe des Jägers bestand, wußte die Erzählerin, eine alte Frau in Russen im Kreise Biltow, nicht mehr anzugeben. Doch gelang die Erlösung, und der Jäger erhielt, nachdem das Schloß auf die Erde gerückt war, seine geliebte Frau wieder. —

Die vorstehende Erzählung von dem Hühnerberge bei Gr.-Reek im Kreise Rummelsburg, die der Leser in meinen Volksagen aus dem östlichen Hinterpommern S. 104 f. wiederfindet, gehört zu den schönsten und wertvollsten Volksüberlieferungen Pommerns. Sie ist, wenn sie hier auch an eine bestimmte Dertlichkeit geknüpft erscheint, doch als Bruchstück eines alten deutschen Märchens zu betrachten, und wenn die Erzählerin sie nach Gr.-Reek verlegte, so geschah das deshalb, weil sie selbst aus oder bei dem Orte herstammte und ihr der genannte Berg sehr bekannt war. Er liegt übrigens — für die Sage an sich ist das gleichgültig — nicht bei Gr.-Reek, sondern es befindet sich auf einem Höhenrande, der die Grenze zwischen Klein-Reek und Pribitz bildet, ein Berg, der als Hünenberg bezeichnet wird, und dieser ist gemeint (Blätter für vomm. Volkskunde 3, 80). Der Name Hühnerberg ist eine öfter vorkommende, aber falsche Verhochdeutschung von „Heineberg“, wie die alten Hünenberge im Plattdeutschen genannt werden.

Das Märchen erinnert in seinem Anfange an jene wundervolle Szene aus dem Nibelungenliede, wo Hagen die in der Donau badenden Wasserfrauen beschleibt, ihnen die Kleider wegnimmt und sie dadurch zwingt, ihm zu weisagen. Hier wird das gefangene Wasserweib des Jägers Gattin, verschwindet aber, sobald sie durch Unvorsichtigkeit des Gatten wieder in den Besitz des ihr einst entrissenen Hemdes gelangt ist. Parallele dazu sind in den deutschen Sagen und Märchen nicht selten. Erinnert sei auch an die Maht, die ursprünglich ein Seelengeist ist. Sie verschwindet, sobald das Loch, durch das sie in das Zimmer hineingeschlüpft ist, durch einen Zufall oder infolge von Leichtfertigkeit geöffnet ist. Sie bleibt verschwunden, da sie eben Seelengeist ist, und nur eine Sage ist mir bekannt, die einen ähnlichen Schluß hat wie unser Märchen: die verschwundene Maht schreibt auf den Tisch die Worte: „Willst du mich suchen, der Kommandant von London ist mein Vater.“ Der verlassene Gatte reißt ihr nach, läßt sie ertaufen, und beide leben nun glücklich bis an ihr Ende (Bl. f. vomm. Volkskunde 2, 178). Die Volkssage hat hier den Charakter des Märchens angenommen, und so zeigt auch der Schluß unserer Erzählung den Charakter des Märchens recht deutlich wieder: Der verlassene Gatte macht sich sorglich auf, um die Verschwindende zu suchen. In einem unterirdischen Schlosse — und hier tritt ein anders Märchenmotiv hinzu — findet er die Gattin als verzauberte oder verwünschte Prinzessin. Sie reicht ihm einen Trank, durch den er Kraft gewinnen soll zum Ueberstehen

der nun seiner harrenden schweren Aufgaben. Jeder hatte die Erzählerin vergessen, welcher Art diese waren. Sie werden aber kaum anders gewesen sein, als wie wir sie auch sonst in ähnlichen Märchen finden.

Heimatland.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der ihrem Wesen nachsorscht, ihren Sitten,
Die Wege wandelt, die sie einst geschritten,
Zu ihnen rückwärts die Gedanken lenkt,
Dem die Geschichte seines Heimatlandes
Das Schönste, Wissenswerteste erscheint,
Der nie vergißt des wunderbaren Bandes,
Das ihn mit jenem inniglich vereint.

Aus der Lassehner Ortsgeschichte.

Von Lehrer Mews, Fontenbagen.

I

Peter Kameke, der Elber.

Lassehnel! Wer kennt es und wer nennt es noch in unserer schnelllebenden Zeit. Westvergeffen und stillgeworden liegt dieses Fleckchen Erde heute zwischen den Kolberger und Kösliner Strandedörfern. Selten nur verirrt sich ein Fremder hierher, der des Meeres und des Sandes müde durch die sagenhaften Erzählungen der Dörfler vom stillgewordenen Lassehne, vom „Roten Schloß“, herbeigelockt wurde, um die alte, lebenswerte Kirche zu bewundern, in der schon drei Jahre nach dem Landtag zu Treprow (1534) durch den Pastor Steffen Luchsfelde die Lutherische Lehre verkündigt wurde. Durch Achatius Kameken den „weiland kol. Rittmeister, iezigen Fürstlich-Pommerschen Rat“, der als einer der Ersten die neue Lehre annahm, war er dorthin berufen worden. War Lassehne in unserm Pommernlande damals schon bekannt, „viel genannt, viel geschmäht und viel gepriesen“, wurde es als Sitz des „edlen, gestrengen und ehrenfesten Peter Kameken (Sohn des Achatius Kameken) Herrn Johann Friedrichs, Herzogs zu Stettin und Pommern 42jährigen Hofdiener, Obermarschall, Kammerer und Schloßhauptmann“. Sein an Arbeit, Freuden und Enttäuschungen reiches Leben ist wert, im Rahmen dieser Arbeit wenigstens kurz skizziert zu werden, da er in der engeren und weiteren Heimat nach bestem Können und Wissen zum Wohle seiner Zeit gewirkt hat. — Peter Kameken „der Elber“ wurde dem obenerwähnten Achatius Kameken als einziger Sohn seiner Frau Christine (geb. Borfen) 1541 geboren. Es ist wahrscheinlich, daß der lutherische Pastor Steffen Luchsfelde an seiner Erziehung tätigen Anteil nahm und damit den Grund für seine oft bewiesene Liebe und werftätige Fürsorge für die lutherische Lehre legte. Früh kam er an den Hof des Pommernherzogs Barnim XI. zu Stettin-Wolgast. Hier wurde das Freundschaftsbund zu dem nachmaligen Herzog Johann Friedrich, „unseres Junkers fürstlichen Herrn und hohen Beschüßers“, geknüpft. In diese Zeit fallen wahrscheinlich auch seine Reisen, die ihn weit über Deutschlands Grenzen hinaus nach Frankreich und Italien führten. Auch in Jerusalem war er, wo er Ritter des Heiligen Grabes wurde. So war er für die damalige Zeit ein vielgereister Mann, hatte mit offenen Augen fremde Länder und Sitten gesehen, um die Erfahrungen seiner Wanderjahre in der Heimat zu verwerten. Gelegenheit dazu wurde ihm bald gegeben. Er war 28 Jahre, als Herzog Barnim XI. 1569 nach 50jähriger Regierung freiwillig zu Gunsten seiner fünf Neffen auf die Regierungsgeschäfte verzichtete. Die fünf Brüder teilten sich so in die pommerschen Lande, daß nur zwei Regierungen — zu Stettin und Wolgast — bestanden. Peter Kameken war den Brüdern ein treuer, ergebener Diener. Aber nur bei Joh. Friedrich und dessen zweitem Nachfolger Bogislaw XIII. steht er in hoher Gunst. Besonders bei Joh. Friedrich, wo er es verstand, alle Unannehmlichkeiten und Regierungsbeschwerden von seinem fürstlichen Herrn fernzuhalten. Oft half er dem prachtliebenden Joh. Friedrich aus Geldverlegenheit, indem er ihm sein

eigenes Vermögen zur Verfügung stellte. Joh. Friedrich verpfändete ihm dafür 1590 die fürstlichen Tafelgüter Gr.-Kröfin und 1597 Clebow. So ist es verständlich, daß Peter Kameken größeren Einfluß auf den Herzog und die Regierungsgeschäfte erlangte, als vielen am fürstlichen Hofe lieb war. Sicher nicht zum Schaden des Pommernlandes; eine alte Chronik rühmt ihn als „geschickten“ und selten tüchtigen Berater seines Herzogs. An Neidern fehlte es ihm unter diesen Umständen natürlich nicht und so ist es immerhin verständlich, wenn F. W. Barthold in seiner Geschichte von Rügen und Pommern Bd. IV. S. 433 schreibt: „Unter Joh. Friedrichs Hofgesellschaft ist Peter Kameken ein gebähter Mann gewesen; wegen des Mißbrauchs seiner Gewalt am meisten. Sogar der Fürstin war derselbe gefährlich.“ Wie dem auch sei; bei dem Leichenbegängnisse Joh. Friedrichs (1600) ging Peter Kameken dem Sarge, der von 20 Adligen getragen wurde, voraus. Mit seinem fürstlichen Freunde und Herrn wurde auch sein Glücksstern — wenigstens vorläufig — zu Grabe getragen. Der Stettiner Rektor Johannes Micraelius († 1658) schreibt in seinen „Sechs Büchern vom alten Pommernlande“ (Bd. III, S. 401): „Nach Johann Friedrichs Tode bekam er gar vielen Verdruß, woran der Kammerrat Ubede viel Schuld hatte.“ Und Cramerer schreibt 1628: „Herzog Barnim (der Nachfolger Joh. Friedrichs) läßt in vielen Orten, die zuvor hin und her verschont wurden, den Greifen anschlagen, und hat damit auch nicht Peter Kameke verschont, der doch beim vorigen Herzog sehr hoch gestiegen war und fast alles zu Hofe vermochte.“ Die Stände unterzogen die Schulden des Joh. Friedrich einer scharfen Kontrolle. Gr.-Kröfin und Clebow wurden Peter streitig gemacht. Er mußte beide Güter herausgeben, ohne daß ersichtlich ist, ob ihm eine Entschädigung dafür geworden ist. Noch einmal leuchtete ihm die Sonne fürstlicher Guld, als Bogislaw XIII. die Regierung übernahm. Noch einmal war er ein einflußreicher Mann am herzoglichen Hofe, bis Philipp II. 1606 die Veranlassung gab, daß sich Peter ganz nach seinen Gütern Lassehne und Kordesbagen zurückzog. Hier finden wir ihn, der mit Joh. Friedrichs Tode die großen und vielen Hofchargen und Titel verlor, sich in der engeren Heimat als „Landrat“ unterzeichnend, wirkend wieder. Hier ist er der vielbeschäftigte und nimmer müde Gutsherr und Kirchenpatron. Er lebte unverheiratet als letzter derer von „Kameke, erbessen in Lassehne“. Kirchenbuch und Kirchenchronik in Lassehne haben viel von ihm zu berichten. Schon 1593 treffen wir ihn als tätigen und eifrigen Verehrer der neuen Lehre unter den Hofgerichtsräten auf einer Synode in Stettin. Auch hier scheint es das Kirchenwesen in Lassehne gewesen zu sein, dessen er sich eifernd annahm. Die Lassehner Kirche verdankt ihm viel: 1611 ließ er einen mit Schnitzereien reichlich versehenen Altar errichten, ließ sie „ganz mit künstlichen Farben, reichlicher Vergoldung und biblischen Gemälden“ schmücken. Er stiftete ein zwei Fuß im Durchmesser messendes „messings Taufbecken, darin die Taufe Christi neben etlichen schönen Sprüchlein artig und reinlich gegraben“, mit dem Biegenhof als der Kameken Wappen. Zur Beleuchtung stiftete er, aus Messing geschmiedet und solide gearbeitet: 12 Wandellichter, 3 große Kronen und 2 Altar-Leuchter. Er vermachte der Lassehner Kirche ein Kapital von 1000 Gulden. Die Zinsen des Kapitals erhielt der Pastor mit der Bedingung, daß am Sonntag nach seinem Tode alljährlich ein Kirchengebet für ihn gehalten werde. Geschehe dies nicht, so solle das Geld an die Armen von Lassehne fallen. Das Kirchengebet ist von dem Junker selber vorgeschrieben und wird alljährlich gelesen. Für sich selbst ließ er 1613 ein Grabmal (Epitaphium) aus Erz gießen, das noch heute in der Kirche erhalten ist und uns den Ritter Peter „mit der eisernen Hand“ (wie er sich später unterzeichnete) in Lebensgröße zeigt. Auf diesem Bilde sieht man das „künstliche Kreuz“, das Zeichen seiner Zugehörigkeit zu den Ritters des hl. Grabes, ebenso das „hl. Rad“ als Zeichen der Beichte im Katharinen-Kloster zu Bethlehem. Oben rechts ist das Wappen der Borfen, links der Kameken, unten das der Glasenapp und Massow angebracht.

(Fortsetzung folgt.)